

Blutrote Rosen

Von Yami_no_cookie

Kapitel 11: Kapitel 11

Ab dem Zeitpunkt unternahmen wir ständig was zusammen. Und immer wenn ich bei ihm war, war ich der glücklichste Mensch der Welt.

Chris schien es da auch nicht sehr viel anders zu gehen.

Es war die schönste Zeit meines Lebens. Noch schöner, als unsere Freundschaft vorher gewesen war.

Chris hatte wegen mir so viel durchstehen müssen. Hatte geritzt, weil ich verantwortungslos mit seinen Gefühlen umgegangen war...

Ich wollte jetzt alles wieder gut machen, wollte nur noch für ihn da sein und keine Sekunde von ihm getrennt sein.

Doch dann kam der Tag, an dem meine ganze Welt zusammen brach.

Mama teilte mir mit, dass wir umziehen würden!
Sie war nach München versetzt worden.

Als ich es Chris erzählte, war er geschockt.

„München? Das ist ja verdammt weit weg! Fabi, du darfst nicht gehen!“

Wir versuchten wirklich alles. Sogar meine Adoption war schon geplant. Aber weder meine Mutter, noch Chris Eltern waren damit einverstanden.

Ich fühlte mich schlecht. Umziehen. Das bedeutete, alles Vertraute zurück lassen. Auf eine andere Schule gehen. Tilo und Lena nicht mehr sehen. Und was das Schlimmste war, nicht mehr in Chris' Nähe zu sein, ihn nicht mehr sehen oder berühren können.

Ich hasste meine Mutter mehr denn je. Scheiß Versetzung!

Chris und ich hatten uns vorgenommen jeden Abend zu telefonieren. Trotzdem sträubte sich alles in mir gegen diesen Umzug.

Ich wollte nicht weg!

Die neue Schule war auch nicht halb so schön, wie meine Alte. Um ehrlich zu sein, strotzte sie nur so vor Hässlichkeit. Wenn man sie von weitem sah, konnte man meinen, es sei ein grauer, überdimensionaler Betonklotz, den irgendwer in die Landschaft gestellt hatte. Von innen sah sie auch nicht besser aus. Kein bisschen Farbe.

Zwar gab es viele Leute dort, die ich mochte, aber keiner kam Tilo, Fiddi und Kalle gleich. Geschweige denn Chris!

Ich war unzufrieden. Unzufriedener als je zuvor, da ich, im Gegensatz zu früher, nun wusste, was ich nicht hatte. Ich telefonierte jeden Tag mit Chris, manchmal sogar mehrmals. Und irgendwie lies es sich aushalten. Sobald ich achtzehn war wollte ich zurück zu ihm, das hatte ich mir fest vorgenommen.

Doch dann kam der Abend, an dem alles ins Wanken geriet...

Ich hatte die Weihnachtstage und den Stress den sie mit sich brachten überstanden. Mir war kalt, es war schon dunkel und ich wollte einfach nur nach Hause.

Ich hatte heute Geschenke gekauft, für Chris, Kalle, Fiddi, Tilo, meine Mutter und Chris' Eltern und meine neuen Freunde aus der Schule.

Vor ein paar Minuten hatte ich noch mit Chris telefoniert. „Ich wäre besser ein Außenseiter geblieben!“, hatte ich gescherzt. „Weihnachtseinkäufe gehen ganz schön auf die Geldbörse!“

Chris hatte mich auf mein Handy angerufen, da er mir seine Idee unterbreiten wollte, dass ich über Sylvester vorbei kommen könne und wir dann meinen achtzehnten und seinen siebzehnten Geburtstag nachfeiern könnten.

Ich freute mich schon richtig darauf, ihn endlich wieder zu sehen.

Ich betrat unsere Wohnung. Hier war es auch nicht viel wärmer, als draußen...

„Mama?“, rief ich. Keine Antwort.

„MAMA?“

Wieder nichts...

Naja, auch egal... Ich zuckte mit den Schultern, hingte meine Jacke an ihren Haken und betrat das Wohnzimmer. Es war wirklich schweinekalt.

Ich beugte mich quer über das Sofa, um die Heizung anmachen zu können und – schreckte entsetzt zurück!

Ich hastete um das Sofa herum.

Blut.

Tatsächlich! Die rot am Boden schimmernde Flüssigkeit musste Blut sein! Verdammt, was war hier los?

„Mama?“, rief ich erneut, diesmal mit einem leichten Anflug von Panik in der Stimme. Keine Antwort. Nicht, dass ihr was zugestoßen war.

Ich folgte der Blutspur am Boden ins Bad.

Dort fand ich auch meine Mutter. Sie saß vor der Badewanne und schien eingeschlafen zu sein. Ich trat zu ihr hin, wollte sie an der Schulter fassen, ihr sagen, dass ich wieder zu Hause war, fragen was während meiner Abwesenheit vorgefallen war.

Dann sah ich die Rasierklinge...

Der Krankenwagen war gekommen, die Polizei auch.

Das blaue Licht der Signalleuchte fiel durch unser Küchenfenster und erhellte in regelmäßigen Abständen den Raum.

Polizisten wuselten durch alle Zimmer, sie sagten sie würden irgendeinen Abschiedsbrief suchen. Ich wusste, dass keiner existierte. Ich wusste es instinktiv.

Man hatte mich vorhin ausgefragt, wie ich sie gefunden hatte. Jetzt saß ich in einem der grünen Wagen und wartete darauf, dass man mich ins Krankenhaus zu meiner Mutter fuhr.

In meinem Kopf war ein großes schwarzes Loch.

Endlich stieg ein übergewichtiger Polizist ein. „Krankenhaus?“, fragte er. Ich nickte stumm.

„Tut mir Leid wegen ihrer Mutter.“

„Dankeschön.“

Der Rest der Fahrt verlief recht schweigsam. Am Krankenhaus angekommen, bedankte ich mich noch einmal, dann stieg ich aus und betrat das weiße Gebäude.

Eine Welle des typischen Geruchs von Desinfektionsmitteln schlug mir entgegen. An der Rezeption sagte man mir, wie ich zu Mama kommen würde. Die Angst schnürte mir die Kehle zu.

Es war ein seltsames Gefühl, als wäre ich unfähig irgendetwas anderes als Verwirrung wahrzunehmen.

Ich musste lange warten, bis man mich zu ihr ließ. Sie war wach, aber der Arzt sagte, er wolle mir keine falschen Hoffnungen machen, dies sei kein Dauerzustand, sie würde es nicht schaffen. Es war zu viel für ihren Kreislauf gewesen. Nur die Maschinen hielten sie noch am Leben, aber auch nicht mehr lange. Mir war das von Anfang an klar gewesen. Sie hatte schließlich einen angeborenen Herzfehler.

Ich setzte mich an ihr Bett, nahm ihre Hand in die meine. Sie sah mich aus glasigen Augen an.

„Fabian“, flüsterte sie.

Ich drückte ihre Hand. „Ja“

Ein seliges Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus.

„Mein Junge“, flüsterte sie. „Es tut mir Leid!“

„Schon okay“, antwortete ich.

Mama hob ihre Hand und strich über meine Wange. „Du bist so groß geworden“, flüsterte sie.

„Es tut mir so Leid, dass ich dir nie geholfen hab. Und dass ich so viele Geheimnisse vor dir hatte.“ Sie schloss für einen Moment die Augen. Ihr Blick wirkte verschleierter denn je.

„Es gibt so viel, was ich dir noch sagen will...“

Ich drückte ihre Hand ein wenig fester. Sie redete wirres Zeug.

„Fabian, dein Vater... Er war gar nicht dein Vater...“

„Was?“

„Weißt du...“ Sie redete langsam und in ihre Stimme mischte sich Müdigkeit. Dieselbe Müdigkeit, die ich verspürt hatte, als ich im Schnee gelegen hatte. „Ich habe deinen Vater im Winter kennen gelernt. Ich wollte Weihnachten nicht allein verbringen, darum ließ ich mich auf ihn ein...“ Sie hustete. „Und dann habe ich mich wohl oder übel ein wenig in ihn verliebt... Wir haben geheiratet...“

Ich tupfte ihr vorsichtig mit einem Lappen den Schweiß von der Stirn.

„Da war dieser fremde Mann... Er war ein reicher Kunde unserer Firma. Für mich war es Liebe auf den ersten Blick. Er war auch verheiratet. Trotzdem begannen wir eine Affäre! Daraus entstandest du... Ich wollte mit ihm und dir ein neues Leben anfangen, aber er wollte nichts davon hören. Er trieb mich davon, hat mich sogar verletzt, dabei dachte ich, er würde mich wirklich lieben!“

Ich sah erstaunt auf. Er trieb mich davon, verletzte mich sogar... Natürlich! Mein Traum! Ich erinnerte mich!

„Dein Vater“, fuhr Mama fiebrig fort. „Dein Vater hat mich geliebt... Er brachte mir manchmal rote Rosen mit, wenn er von der Arbeit kam. Rote Rosen sind ein Zeichen der Liebe... Und er hat mich immer so sanft angesehen. Das hat mir das Gefühl gegeben, etwas Besonderes zu sein. Deshalb hab ich mich nicht gewagt, ihn zu verlassen und hab ihm erzählt du seiest sein Kind. Ich hatte Angst davor, allein zu sein...“

Ich hielt inne. Allein... Mama hatte sich allein gefühlt...

Auf einmal wurde mir alles klar. Warum sie sich in Arbeit gestürzt hatte... Warum sie nie gelacht hatte... Mir war es ähnlich ergangen und trotzdem hatte ich nichts bemerkt.

Mein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen.

Ich hätte für sie da sein müssen und sie für mich. Aber wir waren beide blind gewesen... Und jetzt war es zu spät um noch irgendetwas zu retten... Meine Augen begannen zu brennen.

Ich sah zu Boden, damit Mama nichts bemerkte.

„Dein Vater war so glücklich über deine Geburt. Er hat dich sehr geliebt. Aber ich hatte immer so ein schlechtes Gewissen, wenn ich euch zwei hab rumalbern sehen...“

Moment mal... Papa hatte mich geliebt? Er hatte mit mir rumgealbert?

Ich konnte mich nicht daran erinnern. Und ich verstand nicht, wieso sich alles verändert hatte.

„Irgendwann habe ich ihm dann gesagt, dass du nicht sein Kind bist. Seit dem Tag, hat er sich verändert. Er begann zu trinken... Anfangs hat er mich nur angeschrien. Dann begann er mich zu schlagen. Und er vergewaltigte mich. Ich hätte mich von ihm trennen sollen, aber ich blieb bei ihm. Ich habe dir immer die Schuld dafür gegeben, weil du der Auslöser warst. Fabian, es tut mir so Leid...“ Ihre Stimme brach ab.

Ich starrte auf das weiße Bettlaken. Es verschwamm vor meinen Augen. Endlich wurde mir alles klar. Mama hatte daran Schuld getragen, dass ich so geworden war, wie ich jetzt war. Dass alles so geworden war.

Die Wut, die ich die ganze Zeit gegen meinen vermeintlichen Vater gehegt hatte, verpuffte fast sämtlich. Ich konnte ihn verstehen. Und ich konnte auf einmal auch Mama verstehen.

Und auf einmal wurde mir klar, dass Chris damals Recht gehabt hatte. Dass ich Mama wirklich liebte. Ich hatte es mir nur nicht eingestehen wollen.

Und jetzt würde sie nicht mehr da sein... Alles verloren...

„Ich bin so Müde...“

„Nein!“ Ein verzweifelter Schrei entrang sich meiner Kehle. „Nein, du darfst nicht einschlafen! Bleib wach!“

Mama lächelte. „Du bist ein toller Junge, Fabian. Ich hätte es vorher wissen müssen. Ich liebe dich!“

Und mit diesen Worten schloss sie die Augen.

„Nein!“, schrie ich ohne zu wissen, ob sie meine Worte noch hören konnte. „Bitte geh nicht! Du darfst nicht gehen! Ich hab dich doch lieb!“

Auf dem Gesicht meiner Mutter breitete sich ein Lächeln aus.

Der Computer gab ein lang gezogenes Piepsen von sich.

Ich sank auf meinen Hocker zurück; starrte auf Mamas Körper. Wie friedlich sie doch aussah, wie sie so dalag, die Augen geschlossen, das blasse Gesicht umrahmt von ihren dunklen Haaren, ein sanftes Lächeln auf den Lippen.

Erst jetzt realisierte ich das Geschehene. Es war als hätte jemand meinen Kopf mit einer gigantischen Leere gefüllt. Mein Herz krampfte sich bei jedem Schlag in meiner Brust zusammen. Was hätte ich doch jetzt dafür gegeben, bei Chris zu sein.

Ich ließ meinen Tränen freien Lauf.

Sie rannen heiß über mein Gesicht. Ich hatte nicht mehr gewusst, wie weh es tun konnte, einen Menschen zu verlieren, den man liebte.

Die Tränen brannten auf meinen Wangen. Unwillkürlich musste ich Lachen. Meine Stimme triefte vor lauter Sarkasmus. Es war schon komisch, dass Tränen wirklich brennen konnten.

Ein Arzt legte mir die Hand auf die Schulter.

„Mein herzlichstes Beileid!“, sagte er.

Ich schwieg.

Eine Schwester fragte vorsichtig, ob es Angehörige gab, die sie in Kenntnis setzen sollte. Ich gab ihr die Telefonnummer von Chris.

Dann brachten sie Mamas Leichnam weg.

Ich fühlte mich allein gelassen. Ich wusste, dass ich keinen Grund dazu hatte, ich hatte Menschen, die für mich da waren. Aber da war eine Art Angst, die sich unter meine Gefühle schlich. Ich ging langsam über den kahlen, weißen Krankenhausflur. Alle

drehten sich zu mir um. Ob es nur an meinen verquollenen Augen lag, meinem Tränenüberströmten Gesicht oder an etwas anderem... Ich wusste es nicht.

Ihre Blicke durchbohrten mich. Ich fühlte mich unwohl unter ihnen. Warum starrten sie so? Was ging sie mein Privatleben an?

Seht mich nicht an, schaut weg, schaut weg!

Ich fühlte mich auf einmal wieder wie der Junge, der ich gewesen war, als ich Chris noch nicht gekannt hatte. Als ich noch geglaubt hatte, allein auf dieser Welt zu sein. Mit niemandem, der mich auch nur annähernd verstand...